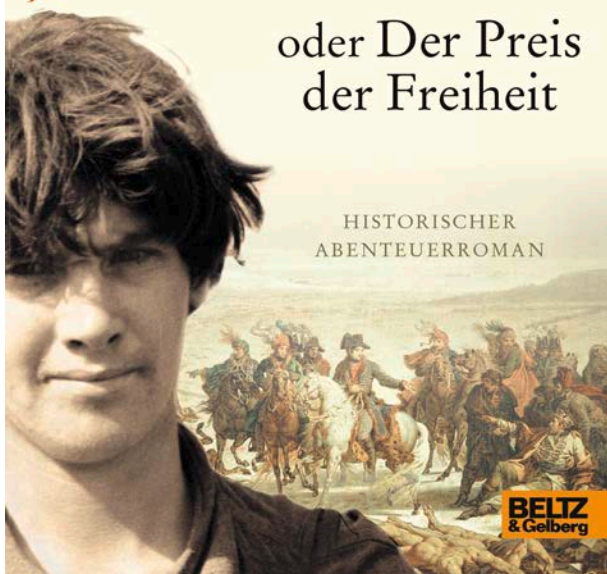


KLAUS KORDON

JOSS

oder Der Preis
der Freiheit

HISTORISCHER
ABENTEUERROMAN



Leseprobe aus: Kordon, Joss oder Der Preis der Freiheit, ISBN 978-3-407-81180-6

© 2014 Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81180-6>

Vom Himmel gefallen

Wer ich war. Woher ich kam. Wie alt ich war. Lange konnte mir diese Fragen niemand beantworten. Ich war ein Findelkind, wurde im Wald aufgegriffen. Mutter Marie und Vater Mewes, Bauersleute aus dem Dorf Siebeneichen, kamen gerade vom Caminer Markt, als sie mich fanden. Elias, ihren alten, schon sehr grauen Esel vor den Karren gespannt, knarrten und schwankten sie den herbstlichen Waldweg entlang. Zuvor hatten sie all ihre Kartoffeln, alles Gemüse und auch noch das letzte Hühnerei verkauft. Der Karren war leer, holperte und schwankte wie ein Floß auf einem wild bewegten Fluss.

Damals ein Kind von nicht mehr als sieben, acht Jahren, bin ich heute ein junger Mann, der einen Beruf erlernt und beste Aussichten hat, ein erfülltes, glückliches Leben führen zu dürfen. Doch möchte ich mir klarmachen, wie es dazu kam. Wie ich zu dem wurde, der ich heute bin. So habe ich mich entschlossen, meine Geschichte aufzuschreiben – für mich selbst und für das Mädchen, das ich über alles liebe.

Und beginnen will ich mit jenem Herbsttag, an dem ich sozusagen zum zweiten Mal geboren wurde.

In meiner Erinnerung erscheint mir dieser in Wahrheit kalte, graue Tag wie ein warmer, flimmernder Lichtstrahl, der das tiefe Dunkel meiner frühen Jahre durchbrach: der alte Elias, wie er sich über den unebenen Waldweg quälte, Mutter Marie und Vater Mewes, die einen ihrer langen, sehr anstrengenden Markttage hinter sich hatten – und dann ich, der kleine, über

und über verdreckte Junge im mit Brandflecken übersäten Nachthemd, der vor ihnen davonlief, als erwartete er von keinem Menschen mehr etwas Gutes ...

Bereits auf dem Weg nach Camin hatten sie es beobachtet, dieses ängstliche, kleine Gespenst, das da wie von aller Welt verlassen durch den Wald irrte. Auf dem Rückweg huschte ich ihnen wieder davon. Jetzt zog Vater Mewes die Zügel straff und Mutter Marie sprang vom Karren und kam mir nachgelaufen. Mit dem halb nackten Kind, das da vom frühen Morgen bis zum späten Mittag durch den Wald lief, konnte doch etwas nicht stimmen.

»Jungchen!«, rief Mutter Marie. »Warum läufst du denn weg? Mein Mewes und ich, wir haben noch keiner Fliege was zuleide getan. Du aber, du musst doch frieren. Und sicher hast du Hunger. Zeige dich uns, rede mit uns. Ich geb dir auch einen Apfel und ein Stück Brot.«

Ihre raue Stimme klang weder fordernd noch bedrohlich, dennoch versteckte ich mich hinter einem Baum; hoffte wohl, die beiden Bauersleute würden weiterfahren, wenn sie mich nicht fanden.

Doch Mutter Marie gab nicht auf. Sie lief zum Karren zurück, nahm einen besonders schönen, rotbäckigen Apfel in die Hand und näherte sich mir erneut. In der Hoffnung, ich müsste nur den Apfel sehen, um zutraulich zu werden.

»Na, na!«, redete sie weiter auf mich ein. »Du wirst doch vor mir alten Glucke keine Angst haben. Ich fresse keine kleinen Jungen.« Sie lachte leise. »Und warum nicht? Na, weil ihr nicht schmeckt. Und warum schmeckt ihr nicht? Na, weil ihr euch viel zu selten wascht. Und gerade du, Jungchen, siehst aus, als hättest du noch nie einen Waschzuber gesehen.«

Bis auf drei Schritte ließ ich sie herankommen, dann lief ich

wieder fort. Doch muss ihre so freundlich klingende Stimme dafür gesorgt haben, dass ich nicht allzu schnell lief. Und bald wieder stehen blieb. Und als ich zum ersten Mal in ihr sonnenegerbtes, breites Gesicht mit den gütigen braunen Augen blickte, da muss ich gespürt haben: Vor dieser Frau brauchst du dich nicht zu fürchten. Und vorsichtig griff ich nach dem Apfel und biss ohne jedes Zögern hinein.

Ich muss tatsächlich großen Hunger gehabt und sehr gefroren haben. War ja, wie ich heute weiß, zuvor eine ganze Nacht und fast den ganzen darauffolgenden Tag über windige, kalte Felder und Landstraßen und durch dichte Wälder geirrt. Und trug am Leib nichts als dieses dünne, zerrissene und überaus schmutzige Nachthemd.

Schweigend, mir aber immer wieder aufmunternd zunickend, beobachtete Mutter Marie, wie ich aß. Sie wollte mich nicht bedrängen und mir damit vielleicht wieder Angst einjagen. Auch hatte ihr der Anblick dieses so gierig in den Apfel beißenden, hellblonden Bürschchens, jetzt, da ich so dicht vor ihr stand, wohl die Sprache verschlagen. Mein über und über von Flammen versengtes Nachthemd, die Brandwunden an meinen Händen und Beinen, das aschebestäubte Haar, es stand außer Frage: Ich musste aus einem brennenden Haus entwichen sein.

Erst als von dem Apfel nur der nackte Stiel übrig geblieben war, versuchte sie, mich auszufragen. Was denn passiert sei, wollte sie wissen, woher ich komme und wie ich heiße und weshalb ich so ganz allein durch den Wald laufe.

Ich jedoch, so schilderte sie mir später unsere erste Begegnung, solle sie nur mit großen Augen angestarrt haben.

»Aber wo sind deine Eltern?«, drang sie weiter in mich. »Sollen wir dich zu ihnen bringen?« Und als wieder nichts

kam: »Weißt du denn nicht einmal, wie euer Dorf heißt? Oder kommst du aus der Stadt?«

Doch erntete sie nichts als verständnislose Blicke.

Ein Weilchen überlegte sie, dann versuchte sie es noch einmal: »Aber wie du heißt, das wirst du doch wissen? So klein bist du ja nicht mehr.«

Und da, endlich, auf diese Frage hin, soll ich ganz leise »Joss« gesagt haben.

»Joss?«, wunderte sich Mutter Marie. »Ist das dein Name?«

Zur Antwort soll ich nur heftig genickt und noch einmal »Joss« gesagt haben.

»Gut!« Mutter Marie überlegte nicht länger. Kurz entschlossen hielt sie mir die Hand hin. »Mein Name ist Marie und mein Mann heißt Mewes. Ich glaube, das Beste ist, du steigst erst mal auf unseren Karren. Hast ja Hunger wie ein Bischof. Auf dem Karren haben wir Brot und auch noch ein Stückchen Wurst. Iss erst mal! Zu Hause reden wir weiter.«

Ja, und da soll ich, noch immer ganz verstört, doch schon ein bisschen zutraulich geworden, brav ihre Hand genommen und mit ihr mitgegangen sein. Und stand kurz darauf zum ersten Mal Vater Mewes gegenüber.

Auf dem Karren sitzend, die Zügel in der Hand, musterte er mich so ernst, dass ich mich an Mutter Maries Hand festklammerte. Um ihren Schutz zu suchen. Wie hätte ich mich vor diesem fremden, großen, kräftigen Mann mit der durch eine Krankheit entstellten Blumenkohl-nase, dem langen Haar und dem dichten Vollbart denn nicht fürchten sollen? Wer Vater Mewes nicht kennt, hält ihn leicht für einen Grobian.

»Er heißt Joss«, sagte Mutter Marie nur, und dann nahm sie schon einen Kanten Brot und ein Stückchen geräucherte Wurst aus ihrem Verzehrbeutel und reichte mir beides. Vater Mewes

nicht aus den Augen lassend, biss ich ein viel zu großes Stück von dem Kanten ab, kaute hastig, schluckte – und rang nach Luft. Das Brot war mir im Hals stecken geblieben.

»Aber Jungchen! Was machst du denn da?« Gleich hieb Mutter Marie mir so kräftig auf den Rücken, dass ich beinahe hingestürzt wäre. Das Stück Brot flog heraus und ich konnte wieder atmen. Und in diesem Augenblick, so Mutter Marie, soll ich vor Erleichterung zum ersten Mal ganz vorsichtig gelächelt haben. Und in dieses Kleine-Jungen-Lächeln habe sie sich dermaßen verliebt, dass ihr zum ersten Mal der Gedanke kam, ich, »der vom Himmel direkt in ihren Schoß gefallene kleine Joss«, könnte ihr Sohn werden.

Doch war das nur ein erster, ganz kurz in ihr aufgeflackerter Wunsch, den sie gleich wieder von sich fortschob. Jedes Kind, ob vom Himmel gefallen oder nicht, hatte Eltern. Nicht sie, bis zu diesem Tag kinderlos, hatte mich zur Welt gebracht. Irgendwann, so sagte sie sich, würden ihr Mann und sie meine Eltern gefunden und damit für mich getan haben, was sie tun mussten. Nichts anderes konnte ihre Aufgabe sein.

Nicht mehr ganz so hastig aß ich weiter, Vater Mewes noch immer im Visier. Wie er mir später gestand, wagte er kaum, eine Augenbraue zu heben, nur damit ich aus Angst vor ihm nicht wieder das Weite suchte.

So kam ich nach Siebeneichen, jenes Dorf, in dem Vater Mewes und Mutter Marie noch immer leben. Irgendwann, so heißt es, sollen am Ufer des Siebeneichener Sees tatsächlich einmal nur sieben Eichen gestanden haben. Inzwischen sind es mehr als zwanzig und alle sind sie hoch und weit ausladend gewachsen und schon von Weitem zu sehen.

Mutter Marie und Vater Mewes sind hier geboren und auf-

gewachsen und in ihrem Leben nur selten weiter als bis zum Caminer Markt gekommen. Als junges Paar waren sie in das niedrige, reetgedeckte Haus gezogen, das der junge Mewes von seinen Eltern geerbt hatte und in dem später auch ich aufwuchs, und immer hatten sie sich Kinder gewünscht. Doch egal wie oft die junge Marie Gott drängte, ihr einen Sohn oder eine Tochter zu schicken, nie wurde ihr Wunsch erhört. Erst als sie mich fand, so scherzte sie später oft, hat er sich wohl den Schmalz aus den Ohren gekratzt und mich in ihren Schoß plumpsen lassen.

Ich gefiel ihnen. Ich war ein Sohn nach ihrem Geschmack. Dennoch gaben Mutter Maria, Vater Mewes und der alte Pfarrer Rohmoser sich alle erdenkliche Mühe, meine Herkunft zu ermitteln. Immer wieder sprachen sie mit mir, um meiner Erinnerung auf die Sprünge zu helfen. In meinem Kopf aber war alles wie in einem tiefen, dunklen Brunnen verschüttet. Kein Bild, kein Name, kein Ort drängte sich mir auf. Sie mussten auf andere Weise versuchen, meine Herkunft zu ermitteln, und so fuhr Vater Mewes mit mir in alle Dörfer der näheren und weiteren Umgebung und auch in die kleineren und größeren Städte rund um Camin. Immer in der Hoffnung, dass die Leute in dem Ort mich wiedererkennen würden, wenn mir dort schon alles fremd war. Nicht einmal der in diesem Jahr so besonders kalte Winter mit all dem Schnee, Eis und Matsch brachte Vater Mewes dazu, diese Fahrten aufzugeben.

Das Muttermal an meinem rechten Schenkel machte ihm Hoffnung. Es hat die Form eines Ahornblattes. Wer mich gekannt hat, wer mich, den zu jener Zeit Sieben- oder Achtjährigen, als ganz kleinen Jungen nackt auf einer Wiese mit anderen Kindern spielen gesehen hatte, vielleicht würde der sich an dieses Muttermal erinnern.

Doch nein, nirgendwo erkannte man mich und im Frühjahr gab Vater Mewes die Suche auf. Die Felder mussten bestellt und das Dach musste repariert werden. Der stürmische Herbst und der arge Winter hatten sehr am Reet genagt. Und wo hätten wir denn auch noch suchen sollen? Es wusste ja niemand, wie weit ich gelaufen war. War ja Krieg gewesen in jenem Jahr 1806, in dem Mutter Marie und Vater Mewes mich fanden; ein Krieg, in dem viel durcheinandergeraten und zerstört worden war.

Der Feind, der »Franzmann«, war durchs Land gezogen, und hatten Dörfer oder Städte sich nicht willig gezeigt, die fremden Soldaten zu beherbergen und zu beköstigen, hatte er kein Mitleid gekannt. Wer sich ihm entgegenstellte, wurde erschossen; wer nicht bereit war, ihm die Tür zu öffnen, dessen Haus, Kate oder Hütte wurde niedergebrannt. So stand bald fest, dass ich, der kleine, elternlose Joss, nur eines der vielen, vielen Opfer dieses Krieges war. Anders waren das brandfleckensüchtige Nachthemd und die Brandwunden an meinen Händen und Beinen nicht zu erklären.

Mutter Marie stimmte es traurig, dass meine Herkunft nicht zu ermitteln war. Doch hatte sie sich insgeheim wohl auch ein wenig darüber gefreut, dass ich auf diese Weise noch länger ihr »Jungchen« bleiben würde. Als ob ich ihr vielleicht nur für wenige Monate oder Jahre geliehen worden war, behütete sie mich. Oder wie eine Vogelmutter. Ständig steckte sie mir ein Stückchen Wurst oder Käse in den Mund oder schmierte mir ein Schmalzbrot, nur damit ich ein großer, kräftiger Junge wurde und meine wahre Mutter, sollte ich sie eines Tages wiederfinden, ihr keine Vorwürfe machen konnte.

Verwöhnt allerdings wurde ich nicht. Ich wuchs als Bauernjunge auf – und Bauernjungen müssen von früh an mitarbeit-

ten. Während Vater Mewes sich um seine drei kleinen Felder kümmerte und Mutter Marie im Gemüsegarten, in der Räucher-
kammer und in der Küche ihr Zepter schwang, wurden mir schon bald der alte Elias, die Kuh Merle, die beiden Schweine Timke und Brax, die Gänse, Enten und Hühner anvertraut. Ich musste sie füttern und die Ställe ausmisten.

Nicht lange, und die Tiere kannten den fremden kleinen Jungen, der sie betreute, und keines lief mehr vor mir weg. Im Gegenteil, sie kamen mir entgegengelau-
fen und fraßen mir aus der Hand.

Nein, keine schlechte Zeit, doch führten Vater Mewes, Mutter Marie und ich oft ein sehr mühseliges Leben. Das vor allem im Frühjahr und Herbst, wenn gesät und geerntet wurde, aber auch im Sommer, wenn ich auf den staubheißen Feldern bei der Ährenlese helfen musste.

Dennoch, bei Mutter Marie und Vater Mewes ging es mir gut. Hätte ich vergessen können, dass ich nicht schon seit meiner Geburt ihr Sohn war, vielleicht hätte ich eine glückliche Kindheit gehabt. Die Ungewissheit, wer ich war und woher ich kam, nagte jedoch an mir. Ich begriff ja noch so wenig. Was zu meiner Verwaisung geführt hatte, fand keinen Platz in meiner Kinderwelt. Auch war der Krieg, dem ich zum Opfer gefallen war, bald weitergezogen. Es wurde nicht mehr gebrandschatzt, gemordet und geplündert, nur geredet wurde noch viel über die Franzosen, die so viel Leid, Verwüstung und Unordnung über die Menschen gebracht hatten. Und so hörte denn auch der kleine Joss bald immer öfter diesen einen, von den Siebeneichener Bauern nur voller Zorn und Verachtung ausgesprochenen Namen: *Napoleon Bonaparte*.

Der Kaiser der Franzosen, so hieß es, trüge die Schuld daran, dass ich nicht wusste, woher ich kam und wer ich war, keine

Eltern und nicht mal einen richtigen Namen hatte. So war es nicht verwunderlich, dass ich mir diesen Napoleon schon bald als leibhaftigen Teufel vorstellte; einen Mann, dem ich, wäre ich nur endlich erwachsen, ohne Bedenken ein Messer in sein schwarzes Herz stoßen würde.

Nur ein Traum?

Denke ich heute an jene Zeit zurück, frage ich mich manchmal: Bin das wirklich ich gewesen, dieses Findelkind, das etwas so Furchtbares erlebt haben musste, dass es sich an die Zeit davor nicht mehr erinnern wollte?

Oft war ich sehr ernst, und Mutter Marie versuchte, mich zu trösten, indem sie sagte: »Jungen wie du sind ganz besondere Kinder. Sie müssen stärker sein als andere, und du – das sehe ich dir an – bist gewiss einer von den ganz, ganz Starken.«

Sie wollte mir Mut machen, mich aufrichten, doch gelang ihr das nur selten. Allein eines erleichterte mir mein neues Leben: Da ich mich an meine wirklichen Eltern nicht erinnern konnte, vermisste ich sie nicht. Nur so eine Art unbestimmte Sehnsucht war in mir, eine Sehnsucht nach lieben Menschen, die es gegeben haben musste und die mir verloren gegangen waren. Egal wie viel Jahre vergingen, ich grub und grub in meinem Gedächtnis, doch fand ich keinerlei Bilder und empfand diese vergebliche Suche oft als quälend schmerzhaft.

Meine Neugier jedoch hemmte das nicht. Meine Herkunft und auch alles andere, das mit dem Krieg zu tun hatte, der mir meine Eltern geraubt hatte, beschäftigte und interessierte mich. Und da Vater Mewes und Mutter Marie nicht gern über diese Zeit sprachen, hörte ich in jenen Tagen besonders Pfarrer Rohrmoser sehr aufmerksam zu.

Pfarrer Rohrmoser war ein sehr freundlicher, bescheidener Mann, den mein Schicksal betrückte. Ich sehe noch seine rundliche Figur mit dem genauso kugelrunden, rothäutigen, von